

## || Predigt über Josua 24,1-28

Heute vor siebzig Jahren scheiterte der Versuch, Hitler umzubringen, das Regime der Massenmörder zu stürzen, das damals Deutschland und noch halb Europa regierte. Wäre der Anschlag gelungen und das Regime gestürzt worden – das perfekt organisierte, das industrielle Morden wäre früher beendet, dem Meister aus Deutschland früher das Handwerk gelegt worden. Mindestens die ungarischen Juden wären nicht in den Tod verschleppt worden, auch die meisten griechischen, rumänischen, italienischen Juden nicht. Auch dann wäre dieser Massenmord ein unvorstellbar entsetzliches Verbrechen gewesen, doch jeder und jeder einzelne der Ermordeten ist zu beklagen, sie alle, die dann keine Kinder und Kindeskiner bekamen, darunter auch die vielen, die nach dem 20. Juli 1944 ermordet wurden.

Dass der Staat in die Hände einer Mörderbande gefallen war, war nicht das einzige Motiv der Verschwörer, aber das wichtigste. Nicht alle dachten dabei vor allem an die Ermordung der Juden Europas, einige aber schon, und jedenfalls für den evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer war das der Hauptgrund, sich diesem Kreis anzuschließen. Er hatte ja zunächst auf die Bekennende Kirche gesetzt, für sie gekämpft und gearbeitet. Doch er musste enttäuscht feststellen, dass diese kleine kirchliche Minderheit unter der großen Mehrheit der evangelischen Christen, die von den Nazis begeistert waren, zwar tapfer und unter großen Opfern gegen ihre Gleichschaltung mit dem nationalsozialistischen Staat kämpfte, sich aber nur für getaufte Juden, also für Christen, einsetzte, nicht für die jüdischen Juden, und schon gar nicht dem alles zermalmenden Rad in die Speichen griff, dem Staat, der zum Mörder geworden war, widerstand. Da blieb nur der Weg in die Verschwörung. Am 21. Juli 1944, nachdem er vom Scheitern des Attentats gehört hatte, ihm darum auch klar war, wie gefährdet nun sein Leben war, schrieb er aus dem Tegeler Gefängnis an seinen Freund Eberhard Bethge: „Ich habe in den letzten Jahren mehr und mehr die tiefe Diesseitigkeit des Christentums kennen und verstehen gelernt. Nicht ein *homo religiosus*, sondern ein Mensch schlechthin ist der Christ, wie Jesus Mensch war. ... Ich erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aussich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann (eine sogenannte priesterliche Gestalt!), einen Gerechten oder Ungerechten, einen Kranken oder einen Gesunden – und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeit leben –, dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern das Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist *Metanoia*; und so wird man ein Mensch, ein Christ. Wie sollte man bei Erfolgen übermütig oder an Misserfolgen irre werden, wenn man im diesseitigen Leben Gottes Leiden mitleidet?“

Den Tod vor Augen, in einer Situation, in der manche sich verständlicherweise eher einem möglichen Jenseits zuwenden, wird Bonhoeffer in der Tat immer diesseitiger, auch religionskritischer, er arbeitet während seiner Haft an einem religionslosen Christentum und orientiert sich bei all dem mehr als zuvor am Alten Testament, an der Hebräischen Bibel. Er bringt seine Erkenntnisse selbst auf die Formel: „Wer zu schnell und zu direkt neutestamentlich sein und empfinden will, ist m.E. kein Christ.“ Und der jüdische Theologe Pinchas Lapide, der die Briefe und Aufzeichnungen Bonhoeffers aus der Haft genau gelesen hat, spricht von einer Hebraisierung seiner Theologie. Was ihn zur Beteiligung an der Verschwörung und darum auch ins Gefängnis gebracht hatte, seine Solidarität mit den Juden, das prägt nun auch inhaltlich seine theologische Arbeit während der Haft. Da hatte er weder die Gesprächspartner

noch die Literatur, um auch das nachbiblische Judentum kennenzulernen, und so blieb es bei der Bibel selbst als Stoff und Quelle seiner Wendung zur Diesseitigkeit. Wir wissen nicht, was aus seiner Theologie noch geworden wäre, wenn er nicht noch in den letzten Wochen des Kriegs ermordet worden wäre, aber vielleicht ist ein Anhaltspunkt, dass Eberhard Bethge, der Empfänger und nach dem Krieg Herausgeber dieser Texte, zu den engagierten Mitarbeitern an einer Heilung des verwüsteten christlich-jüdischen Verhältnisses gehörte.

Wir folgen dieser Wendung Bonhoeffers zur Diesseitigkeit wie zur Hebräischen Bibel. Seit ein paar Jahren orientieren wir uns in dieser Kirche an einer Ordnung der Lesungen und Predigttexte, in der dieser erste und weitaus dickere Teil der christlichen Bibel öfter vorkommt als in der bisher üblichen. Damit sind wir zwar noch nicht jüdisch belehrt – schließlich hat sich auch das Judentum nach Abschluss der Bibel in großer Vielfalt weiterentwickelt –, aber wir meinen, dass wir auch das Neue Testament besser verstehen, wenn wir es in seinem biblischen Kontext hören, im Zusammenhang und Zusammenklang mit der Hebräischen Bibel und nicht mehr als dessen Überbietung oder Korrektur oder gar Ersetzung. So halten wir es auch am heutigen Sonntag, an dem es um Erwählung, Berufung, Nachfolge geht. Wir haben von der Berufung Abrahams gehört. Gott setzt da in der Tat aufs Diesseits, begnügt sich nicht damit, eine jenseitige Instanz zu sein, begnügt sich auch nicht damit, eine Religion zu gründen, sondern erfindet ein Volk, eine leibliche Abstammungsgemeinschaft, und dieses Volk soll ein Segen sein für alle Völker, Licht der Völker, Licht der Welt. Und er begnügt sich auch nicht damit, dass Abraham und Sara nur im Geistigen und Seelischen einen Bruch und einen Neuanfang vollziehen, sondern fordert einen physischen, einen materiellen Aufbruch, verspricht Abraham und Sara nicht nur Nachkommen, sondern auch ein Land. Gott begibt sich damit in den stets umstrittenen, den zwielichtigen und zwiespältigen Bereich der Weltgeschichte und der Weltpolitik. Vielen Christen ist das nicht recht; es wäre ihnen lieber, ihr Gott beschränkte sich auf einen religiösen Bereich, begnüge sich mit seinem Einfluss auf die Seelen der Einzelnen, bliebe im Himmel der reinen Ideen und Ideale, lege sich nicht so fest auf ein bestimmtes Volk, fragwürdig wie alle Völker, nicht ideal, und dann auch noch auf ein Land in einer immer wieder umstrittenen und umkämpften Gegend. Dieses Volk war und ist anstößig, und Gott macht sich anstößig durch seinen Bund mit ihm. Und das gilt nicht nur dann, wenn, wie in diesen Tagen, der Konflikt um das Land und den Staat Israel besonders blutig wird. Das war von Anfang an so. Paulus schreibt, wie wir hörten, dass das Handeln Gottes für fromme Menschen ein Skandal ist und für die universale Vernunft eine Torheit, eine Unvernunft. Paulus schreibt das zwar im Blick auf das Wort vom Kreuz, das Evangelium, das er verkündet, es gilt aber für die ganze Geschichte Israels. Dass das Wort Gottes Fleisch wurde, wie es im Johannesevangelium heißt, gilt allen Christen als frohe Botschaft: Gott ist sich nicht zu schade, ist nicht zu vornehm, sich ganz und gar auf die Menschenwelt und die Menschengeschichte einzulassen. Doch diese Fleischwerdung des Worts beginnt mit Abraham und Sara, setzt sich fort in all ihren Nachkommen, zu denen auch Jesus gehört. Das Wort ward Fleisch, das bedeutet konkret: es wurde Jude.

Besonders anstößig innerhalb dieser ohnehin anstößigen Bundesgeschichte ist sicher das Buch Josua, in dem der heutige Predigttext steht. Es handelt von der Landgabe durch Gott, der Landnahme durch Israel unter der Führung Josuas, ein bis auf den heutigen Tag besonders umstrittenes Thema. Zwar ist das Buch nicht so geeignet als Legitimation für Nationalisten, wie es auf den ersten Blick scheint, denn bei genauerer Lektüre stellt sich heraus, dass es eher um einen sozialen als um einen nationalen Konflikt geht: das Volk der befreiten Sklaven kämpft ständig gegen Könige und Königtümer, und so ist es kein Zufall, dass die bekannteste Geschichte dieses Buchs wie die Mosegeschichte zu einem Lied amerikanischer Sklaven

wurde. Es ist dennoch ein unerfreuliches, ein anstößiges, ein mindestens missverständliches Buch.

Aber den Vergleich zwischen Josua und Mose haben nicht erst die Prediger und Sänger der amerikanischen Sklaven gezogen, der steht im Buch selbst: Josua wird wie ein zweiter Mose geschildert: auch er wird darauf aufmerksam gemacht, heiligen Boden zu betreten, soll sich darum die Schuhe ausziehen; er teilt den Jordan wie Mose das Schilfmeer, dass das Volk trockenen Fußes hindurchziehen kann; auch er hält Fürbitte für das Volk, als Gott ihm zürnt, und zwar mit demselben Argument wie Mose. Doch es gibt einen entscheidenden Unterschied: immer wieder wird erwähnt, dass Josua die Tora dabei hat, sie studiert und befolgt, lehrt und einschärft. Mose hatte das verheißene Land nicht betreten können, war kurz vor seiner Einnahme gestorben. Doch nun stellt sich heraus: er ist dennoch immer dabei, in Gestalt der fünf Bücher, die seinen Namen tragen. Und das ist so bis auf den heutigen Tag, in Israel und in der Kirche.

Wie die Mosebücher endet auch das Josuabuch mit einer langen Abschiedsrede. Nach der Landnahme und der Landverteilung, so heißt es, hat Josua das Volk versammelt. Wie Mose sagt er dem Volk weiter, was Gott gesagt hat – eine ausführliche Erinnerung an die bisherige Geschichte. Gott erinnert daran, dass die Vorfahren Abrahams jenseits des Stroms, des Euphrats, einst anderen Göttern dienten, dass er aber Abraham da herausgeführt, ihm Nachkommen gegeben habe – Isaak, Jakob und seine Söhne; er erinnert ausführlich an die Befreiung aus Ägypten durch Mose und Aaron, an die lange Wüstenwanderung, an die Einnahme des Landes, schärft eindringlich ein, dass dieses Land ausschließlich seine Gabe ist, nicht Israels Verdienst; dass Israel es Gott zu verdanken hat, nicht der eigenen Kraft. Josua zieht aus dieser erinnernden Gottesrede Konsequenzen und appelliert an sein Volk: *Nun also fürchtet den HERRN und dient ihm in Schlichtheit und Treue, schafft die Götter ab, denen eure Väter jenseits des Stroms und in Ägypten dienten, und dient dem HERRN!* Sodann legt er wie einst Mose dem Volk auch eine Alternative vor: *Ist es aber in euren Augen schlecht, dem HERRN zu dienen, dann wählt heute, wem ihr dienen wollt, ob den Göttern, denen eure Väter jenseits des Stroms dienten, oder den Göttern derer, in deren Land ihr siedelt – ich aber und mein Haus wollen dem HERRN dienen.* Anders als in der Wüste bekommt der Gott Israel, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott der Mosetora hier im Kulturland Konkurrenz vor allem durch allerlei Götter der Fruchtbarkeit, des natürlichen wie des wirtschaftlichen Wachstums. Doch das Volk antwortet unisono: *Das sei uns ferne, den HERRN zu verlassen, um anderen Göttern zu dienen. Denn der HERR, unser Gott, er ist es, der uns heraufbrachte aus dem Land Ägypten, aus dem Haus der Sklaverei, und der vor unseren Augen jene großen Zeichen tat und bewahrte uns auf all dem Weg, auf dem wir gingen.* Doch da nimmt diese Volksversammlung eine überraschende Wende. Josua, der mit dem Appell begann, dem HERRN zu dienen, alle anderen Götter abzuschaffen, erklärt plötzlich: *Ihr könnt dem HERRN nicht dienen, denn er ist heiliger Gott* – ein besonderer Gott, der es nicht erträgt, mit anderen Mächten, Gestalten und Wahrheiten vermischt und verwechselt zu werden. Dieses „Ihr könnt nicht“ klingt seltsam protestantisch, klingt so, als stünde es fest, dass wir Menschen einfach unfähig wären, Gott zu dienen, seinen deutlich erklärten Willen zu tun. Doch das Volk beharrt: *Doch, wir wollen dem HERRN, unserm Gott, dienen, auf seine Stimme wollen wir hören,* und in dieser Selbstverpflichtung geht das Tun dem Hören voraus. Josua schließt daraufhin einen Bund, erneuert den Bundesschluss vom Sinai und macht damit deutlich, dass dieser Bund zweiseitig ist, nicht nur Gott dies Volk erwählte, sondern dieses Volk auch diesen Gott.

Es ist kein Zufall, sondern programmatisch, dass unser Herr denselben Namen hat wie Josua: Jehoschua, Jeschua – der HERR befreit. Er hat diesen Bund zwischen Gott und seinem Volk bestätigt und befestigt, er verkörpert ihn. Wenn er von sich sagt: Ich bin das Licht der Welt,

ein Lichtblick in der Finsternis der Völkerwelt, in der gott- und israel- und menschenfeindlich eingerichteten Weltordnung, dann übernimmt er die Bestimmung seines Volkes – nicht um Israels Licht in den Schatten zu stellen, sondern um es weltweit zum Leuchten zu bringen. Und er verheißt: wer mir nachfolgt, wird nicht länger in dieser Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben. Von diesem Licht heißt es zu Beginn des Johannesevangeliums: es leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergriffen – sie hat es nie als Licht und Segen begriffen, sie hat es aber auch nie auslöschen können trotz all der entsetzlichen Versuche, es doch zu tun. Die gibt es noch immer, doch inzwischen wird gern behauptet, man sei keineswegs judenfeindlich, sondern nur antizionistisch, wolle also nicht das jüdische Volk auslöschen, sondern nur den Staat Israel abschaffen. Dass das nicht stimmt, zeigen die weltweiten Mordanschläge – eine jüdische Schule in Frankreich, das jüdische Museum in Brüssel. Doch auch wenn man diese Unterscheidung glaubt und ernst nimmt – die Vorstellung, der Nahe und Mittlere Osten wären ein friedlicher Ort, wenn es Israel nicht gäbe, ist abenteuerlich. Nicht nur viele Moslems glauben das, auch viele Christen, nicht nur arabische, auch Rechte und Linke sind sich bei all ihrer Feindschaft da rasch einig. Doch wer angesichts der Situation in Syrien und im Irak, in Ägypten und Libyen ernsthaft glaubt, der Staat Israel sei das Hauptproblem der arabischen oder gar der islamischen Welt oder auch nur der arabischen Christen, muss sehr verbohrt und verblindet, verfinstert sein.

Jesus verspricht denen, die ihm nachfolgen, Befreiung von der Finsternis. Und Paulus schreibt, dass Jesus gestorben ist, damit der Segen Abrahams unter die Völker käme.

Amen, das ist: es werde wahr!